

aufhatte, womit er seine Autorität als Chef sichtbar machte. Ein Verwandter war der Karausche Kristandt. Selbstverständlich erreichten sie auch unter diesem Namen adressierte Briefe durch die Post. Die Namen wurden vom Vater auf den Sohn vererbt, so dass auch Karl Kristandt jr. bis heute in Möltenort bei seinen Fischerkollegen stets der Hotke war. Fritz Fischer wurde nach dem Ort seiner Herkunft der Peyser genannt und er behielt diesen Namen unter seinen Fischerkollegen auch in Pillau bei, auch später noch, als er sich längst in Möltenort niedergelassen hatte. Diese starke Verbundenheit untereinander war mit ein Grund dafür, dass sich so viele Fischer aus einem engen Raum in Ostpreußen später in Möltenort ansiedelten.



*Fischmarkt in Königsberg*

Die Hafffischer wie Kristandt und Mey vertrieben die Fische vor allem in den umliegenden Dörfern und auf Märkten. Die Meys hatten schon ein Auto, mit dem sie auch nach Königsberg größere Mengen Fisch bringen konnten, wenn sie nicht mit ihren Booten dorthin fuhren. Für Karl Kristandt war Königsberg ebenfalls ein lohnender Markt und von Fischhausen schnell mit dem Fischerkahn zu erreichen. Die Söhne Karl Kristandt und Bernhard Mey begleiteten manchmal ihre Väter auf dem großen Fischmarkt, der

zwar weit und breit wegen seines reichen Fischangebots bekannt aber auch wegen der recht anzüglichen und schlagfertigen Marktfrauen besonders in der feinen und vornehmen Gesellschaft Königsbergs berüchtigt war. Karl Kristandt beobachtete an einem besonders kalten Wintertag die in dicke Kleider eingehüllten Frauen, wie sie trotz der Kälte auf ihren Schemeln hockten, bis eine sich einmal erhob und er zu seiner Überraschung ein Stövchen mit glühenden Kohlen am Boden entdeckte, das beim Sitzen unter ihren wallenden Röcken verborgen geblieben war. Sie waren also, wie er zu seiner Überraschung feststellte, nicht am Stuhl festgefroren, wie es aussah, sondern sie standen nicht auf, weil sie es von unten hübsch warm hatten. Die Schlagfertigkeit der Frauen bekamen sie auch zu spüren, als ein Junge mit seiner Mutter über den Fischmarkt ging und der Junge hörbar für die Fischfrauen rief: „Mensch, stinkt das hier.“ Darauf eine der Marktfrauen: „Hest Di wohl beschete, Jungje?“ Kritik der reinen Vernunft war hier durchaus gestattet, wie schon Emanuel Kant sagte, der hier einst zuhause war.

Die Fischer lebten meistens in auskömmlichen wirtschaftlichen Verhältnissen, bescheiden aber schon in eigenen Häusern, einige der großen Kutterbesitzer führten bereits ein größeres Haus. Nicht jeder Fischer konnte sich die Lachsangeln und Lachsnetze, die recht kostspielig waren, leisten. Für alle galt, sich beizeiten Reserven zuzulegen, denn nicht jedes Jahr bot ausreichende Erträge aus dem Meer und den Haffen. Besonders die Dorschfänge waren unterschiedlich und abhängig vom Salz- und Sauerstoffgehalt der Ostsee und dem Zustand des Nahrungsangebots für die Fische. Bernhard Mey erinnert sich an Berichte seiner Vorfahren, als es in einem Jahr überhaupt keine Dorsche gab, stattdessen der Boden der Ostsee mit Flundern zugedeckt erschien, die kaum noch vermarktet werden konnten. Dann galt es auch einmal, eine Durststrecke zu überstehen und mancher mußte anschreiben lassen, „auf Christ“, wie es in Ostpreußen hieß. Doch nach zwei Jahren hatte die Natur alles wieder gerichtet und der Dorsch war wieder gekommen, während die Bestände an Flundern auf normale Verhältnisse zurückgingen. Wegen solcher Unsicherheiten gingen die meisten Fischer auch noch einem Handwerk als Beruf nach, manche dem des Waldarbeiters und des Zimmermanns, wie sie der Waldreichtum der Gegend hervorbrachte. Den Bewohnern kam auch zugute,